

ähig, sich aufrecht zu erhalten. Würde sie den Sohn fallen sehen? Würde er ihr erhalten bleiben? Unter Trommelwirbel und militärischer Bedeckung nahen die drei Infanteristen. Der junge Hentschel sah bleich und abgehärmt aus, doch ging er ruhig und gefaßt, und seine Augen suchten, Vergebung heischend, die Gestalt der Mutter. Die beiden anderen waren wilde, verwegene Gesellen, die selbst auf dem Todesweg ihren Trost nicht verbargen.

Auf einem Tisch stand der Würfelbecher. Einer nach dem anderen trat heran, die Würfel rollten. Dem ersten klapperten, im plötzlichen Anblick der totbringenden Gewehre, der atemlos harrenden Menge, die Zähne gegeneinander, seine Hand war

kaum imstande, den Becher zu halten. Der zweite warf den Kopf zurück, frech schaute er über die Menge hin. Da trat der junge Hentschel hinzu, schüttelte den Becher, die Würfel fielen, er hatte nur vier!

Man band ihm die Hände, legte ihm eine Binde um die Augen und führte ihn an den Waldsaum. Zehn Mann traten vor, die Trommeln wirbelten und über-töntten das Krachen der Gewehre, den Todesseufzer des armen Burschen. Er fiel, und nicht weit davon brach an dem Stamm einer Fichte eine alte Frau tot in die Knie. Ein Herzschlag hatte sie mit dem Sohn vereint. — Die beiden Geretteten aber wurden nach den Kasematten geführt, das waren Gewölbe im massiven Bau der

Stadtmauern, die jetzt als Keller diene nur erhellt durch das dürftige Tageslicht das durch runde Lufen in dumpfe Räume eindrang. Eine lange Kette war um ihren Fuß geschmiedet, daran ein schwerer Klotz hing, den die Baugefangenen unter dem Arm mitschleppen mußten, wenn sie zu Arbeit beim Straßenbau, beim Holzsägen oder anderer bestellter Tätigkeit geführt wurden. Dann legten sie ihren Klotz bis zum Abend wieder in ihr dumpfes Gefängnis brachte.

Unvergessen, verweht solch Einzelschicksal im großen Geschehen der folgenden Zeiten. Unbegreiflich der humaneren Angeklährtheit unserer Tage!

—:—

275 Jahre Johannegeorgenstadt

Die bekannte sächsische Gebirgsstadt Johannegeorgenstadt kann am 23. Februar d. J. auf ihr 275jähriges Bestehen als Stadt gleichen Namens zurückblicken. Sie verdankt ihre Gründung der Einwanderung von aus Böhmen um ihres Glaubens willen vertriebenen Protestanten die aus Platten, Grassitz, Joachimstal und Gottesgab nach Sachsen herübergingen und zwar in jenem Teil, der 1484 durch Erbe von der böhmischen Krone an Sachsen gefallen war. Jene böhmischen Exulanten siedelten sich in dem Gebiet teils als Bauern, teils auch als Bergleute an, um dort im emsigen Mähen ihr Geld zu bestellen oder nach Silber zu schürfen. Schließlich erlangten sie nach längerem Bemühen vom damaligen sächsischen Kur-

fürsten Johann Georg II. die nötigen Mittel, um ihre bescheidenen Häuschen massiv auszubauen und das lockere Gebilde ihrer bergmännischen Siedlung zu einer Stadt zusammen zu schließen, die nach einem Besuche des Landesherrn ihren heutigen Namen Johannegeorgenstadt erhielt. Der damalige Kurfürst von Sachsen gewährte den Bürgern Johannegeorgenstadts mancherlei Freiheiten, auch schon in Anerkennung ihres vorbildlichen Fleißes und des mutigen Ausstehens an seiner immer mehr oder weniger von Kriegswirren bedrohten Landesgrenze. Obwohl das schöne Bergstädtchen Johannegeorgenstadt im Laufe seines zweiund-dreivierteljahrhundertjährigen Bestehens manche Kriegsnot erleben und auch ver-

heerende Brände über sich ergehen lassen mußte, darunter eine schwere Feuersbrunst 1867, die fast den größten Teil der damaligen Stadt in Asche legte, erstand Johannegeorgenstadt phönixgleich aus Schutt und Trümmern zu einem schmucken Gebirgsstädtchen. Die 1882 zwischen il und Schwarzenberg geknüpfte Bahnbindung brachte neue Erwerbszweige, den Ort und die zehn Jahre später über die Landesgrenze nach Bärnigen und Karlsbad über den Gebirgskamm hinwegführende Bahn führten der Stadt zunächst mancherlei Touristenverkehr und an Sommerfrischler zu, bis sich dann im letzten Jahrzehnt der neuzeitliche Wintersport die heutige Jubelstadt zum zielreichen Mittelpunkt erwählt hat.

Vom Winterschlaf der Pflanzenwelt

Im tiefen Winterschlummer liegt die Natur. Die Bäume und Sträucher scheinen zu schlafen; wenigstens haben sie eine Ruheperiode, in der die Saftbewegung gleich Null ist. Und doch befindet sich das Protoplasma, die schleimige Lebenssubstanz der Einzelzelle wohl niemals ganz in Ruhe. Wie in allen lebenden Zellen vollzieht sich, wenn auch in verlangsamter Weise, eine ewige Umwandlung. Nur wenn die Temperatur einen gewissen für jede Pflanze verschiedenen Kältegrad unterschritten hat, dann tritt Kältestarre ein, ein Zustand, wo vorübergehend alle wahrnehmbare innere Bewegung und Veränderung aufhört. Sonst aber, vor allem bei gesteigerter Außentemperatur, erschließt alles Protoplasma die ihm innewohnenden Geheimnisse der Bewegung und Empfindlichkeit, es sei denn, daß auch die andere Grenze — die der äußerst erträglichen Hitze — nicht überschritten ist, denn in diesem Falle tritt Wärmestarre ein, die ebenfalls alle Lebensäußerungen lahmlegt.

Mancher Naturfreund macht so auf stillen Winterwanderungen seine Betrachtungen über das Innenleben der Gewächse, denn die Totenstarre rundum läßt ihn auf den Gedanken kommen, daß tatsächlich im Herbst „alles abgestorben“ sei. Dem ist freilich nie so. Selbst die Wur-

zeln geben ihre Tätigkeit nie gänzlich auf, sondern empfinden mit Rudolf Geck, dem feinsinnigen frankfurter Dichter: In sagenenden Schlägen geht das Blut.

Man hat sich daran gewöhnt, daß die Pflanzen überhaupt in allen Lebensäußerungen langsamer, bedächtiger sind als die Tiere und Menschen. Aber man tut ihnen unrecht. Auch unter den Tieren gibt es Arten, die stundenlang bewegungslos liegen, als seien sie in Alkohol aufgesetzt. Man denke nur an Krokodile und Alligatoren im Zoo! An Schlangen und andere Kaltblüter! Im Optimum ihrer Temperaturen, d. h. in Wärmegraden, die ihnen am zuträglichsten sind, reagieren auch die Pflanzen außerordentlich rasch, nur entzieht sich das häufig unserer Wahrnehmung. Aus den Sporen der Schleimpilze, treten winzige Körperchen aus, die einfach fort kriechen. Die bekannte Gerberblüte auf der Höhe gehört zu diesen Schleimpilzen, die solche einfachsten Plasmazellen aus ihren Sporen entwickeln. Hohe oder niedrige Temperatur beschleunigt oder verlangsamt die Bewegung. Gerade wie bei Tieren und Menschen.

Wo Bewegung, da ist auch Empfindung. Auch da soll man nicht geringschätzig auf die Pflanzenwelt hinabschauen. Denn wir Menschen können uns mit der Empfindlichkeit der Pflanzen gar nicht messen!

Die Drüsenköpfchen des fleischfressenden Sonnentau werden schon gereizt, wenn Metallstäubchen von 3 Millionenstel Milligramm Gewicht darauf gelegt wird 1/30 000 Milligramm Ammoniak genügt nach Darwins Versuchen, um die Wimper bis zur Blattmitte zu beugen! Das allerempfindlichste menschliche Organ, die feinsten Nervenendigungen der Zunge, werden von diesen kaum vorstellbaren winzigen Irritationen nichts merken! Man könnte die Beispiele beliebig vermehren. Vor allem stellt uns das Geheimnis der verblüffenden Reizweiterleitungen ein Wunder, das wir trotz aller schönen Definitionen bisher noch fast gar nicht erforschen konnten. Die hübschen Versuche dafür einen anderen Ausdruck zu suchen bringen uns nicht weiter.

Wer sich auf seinen Winterwanderungen in solche Probleme vertieft, dem ist offenbar, daß alles Lebendige miteinander verwandt ist und daß, wer sich am Wurmbaum oder Strauch vergreift, den Grund des eigenen Lebens misachtet.



Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.

